

Die Sklavin.

Novelle von **Alfred Stelzner**.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Hören Sie auf mit Ihrer begeisterten Schilderung,“ lachte Herbert abwehrend. „Sie machen sich ja doch nur einen schlechten Witz mit mir. Ich hasse übrigens die Sklaven und die Sklaverei, mit der es ja wohl gottlob am längsten gedauert hat.*) Ist die Schöne denn jünger als ihre Herrin?“

„Spotten Sie nur,“ entgegnete Kapitän Bastian, Sie werden Ihre Freude haben an dem Mädchen, sage ich, und auch an dem Bruder, einem ganz prächtigen Burschen! — Aber es ist spät geworden,“ fuhr der Kapitän mit einem Blick auf seine Uhr plötzlich auf. „Wir sind die Letzten hier. Die Kerle da warten mit Schmerzen auf uns!“

In dem Augenblicke, als die beiden Herren sich erhoben, näherten sich ihnen in ehrerbietigster Haltung zwei malayische Diener mit brennenden Kerzen, die gewartet hatten, um die Fremden auf ihr Zimmer zu führen.

Es war kurz vor Mitternacht, als die letzten Gäste des Marinehotels sich zur Ruhe begaben. Ueber dem dichten tropischen Buschwerk des Gartens lag glitzernder Mondesglanz, der gespenstig zwischen den weißgrauen Stämmen und den dunklen Kronen der Palmen und Tamarinden umherhuschte. Nichts unterbrach die Todtenstille ringsum, als das einförmige Summen der Heimchen und hin und wieder der heiser kreischende Schrei der häßlichen Gekko-Eidechsen.

*) Erst am 1. Januar 1860 wurde die Sklaverei auf Drängen der öffentlichen Meinung durch Beschluß der holländischen Regierung in Niederländisch-Indien abgeschafft.

2.

Kurz vor acht Uhr am nächsten Abend bestiegen Herbert und der Kapitän des „Sirius“ eine schon längere Zeit vor dem Hotel haltende Kutsche, welche sie zur Villa der Frau van Ruyter bringen sollte. Es war ein angenehmer, kühler Abend. Ein leiser Lufthauch bewegte die Laubkronen der Palmen und Pisangbäume, die zur Seite des von Wagen und Fußgängern belebten Molenvliet standen, in den die Kutsche mit ihren beiden Insassen gleich nach der Abfahrt eingebogen war.



Kaffeesieder in einer Straße zu Nisch (Serbien). (S. 323)

Das umfangreiche, in hellem Lichterglanze strahlende Societätsgebäude der „Harmonie“, in welchem die musikalischen Unterhaltungen und Bälle der eleganten Welt von Batavia damals stattzufinden pflegten, war eben passirt, als der Kapitän seinen Gefährten auf ein großes, mit Thor und Garten versehenes Haus aufmerksam machte, das völlig dunkel war und unbewohnt schien.

„Gehört, wie ich zufällig weiß, einem steinreichen chinesischen Kaufmann, der außer seinen Millionen auch eine ganze Reihe Häuser besitzt.“

„So, so,“ meinte Herbert gleichgiltig.

„Wird sie interessiren, zu hören, daß der schlitzäugige, quittengelbe Sohn des himmlischen Reiches, der für einen ganz gemeinen Kerl gilt, ein gehöriges Stück Geld für die schöne Elima bot; so heißt nämlich die schon erwähnte Sklavin der Frau van Ruyter.“

„So, so!“ wiederholte Herbert, jedoch schon lebhafter als zuvor.

„Frau van Ruyter aber,“ fuhr Kapitän Bastian fort, „gab dem alten Burschen, der keinen üblen Geschmack zu haben scheint, auf dessen wiederholtes Anerbieten eine entschieden abschlägige Antwort. Da wußte der schlaue Chinese eines Tages Elima's

Bruder in sein Haus zu locken. Die Ruyter wunderte sich höchlichst, daß Sidin, den sie nur mit ein paar kleinen Besorgungen betraut hatte, noch nach Stunden nicht heimkehrte, und wollte ihm kaum glauben, als er bei der Rückkehr berichtete, daß der Chinese ihm das Ansinnen gestellt hätte, mit Elima zusammen seine Herrin zu verlassen, um in Li-Tschung's Haus überzusiedeln, wo sie Beide in aller Freiheit ein prächtiges Leben führen sollten. Sidin aber hatte den verlockendsten Versprechungen trotzig widerstanden und keiner Verführung Gehör geschenkt. Frau van Ruyter war darüber nicht wenig empört. Aber was hätte sie thun können? Sich mit einem solchen gefährlichen Menschen, wie jener Li-Tschung, in ernstlichen Streit einzulassen, vermied man lieber. Ging doch vor Jahren das Gerücht, daß seine Frau, die unter unaufgeklärten Umständen ganz plötzlich starb, keines natürlichen Todes gestorben wäre; und dieses Gerücht schien allgemein um so glaubwürdiger, als des weiteren zwei Sklavinnen der Verstorbenen plötzlich spurlos verschwanden, welche von dem Staatsanwalt als einzige Zeugen vernommen werden sollten. So verlief die dunkle Geschichte im Sande. Der Chinese soll Unsummen für Bestechungen aufgewandt haben, bis die Untersuchung niedergeschlagen wurde. — Elima aber, die verführerische Sklavin, ist seit Sidin's Abenteuer nicht wieder auf die Straße gekommen, um vor etwaiger Entführung oder Verfolgung sicher zu sein."

Herbert horchte plötzlich hoch auf. In seinen ausdrucksvollen Augen begann mit einem Male ein unruhiges Feuer zu glühen, und er wandte sich seinem Gefährten mit einer Miene zu, die zu verrathen schien, daß eine alte Erinnerung in seiner Seele aufgetaucht sei, die noch heute einen besonderen Reiz für ihn nicht verloren haben konnte.

„Wann war das?" fragte er lebhaft.

„Vor einem Jahre," versetzte der Kapitän, dem der eigenthümliche Eifer Herbert's nicht auffiel, „während meines letztjährigen Aufenthaltes hier. Frau van Ruyter selbst erzählte mir die ganze Geschichte. Von einer Freilassung ihrer Leute aber, die ich ihr an's Herz legte, wollte die nicht eben vorurtheilsfreie Dame durchaus nichts wissen. Ich möchte sogar bezweifeln, ob sie, wie sie mir schließlich versprach, wirklich inzwischen die nöthigen Anordnungen getroffen hat, durch welche ihre Sklaven wenigstens nach ihrem Tode die Freiheit erhalten. Eine gar zu phlegmatische und indifferente Natur, die Gute."

Herbert war sehr nachdenklich geworden und verharrte eine lange Weile in brütendem Schweigen.

„Eine nationale Sünde, diese infame Sklaverei," fuhr er plötzlich auf. „Eine erleuchtete Politik das, die sich scheut, ein erbärmliches Vorurtheil auszurotten! Als ob mit Abschaffung der Sklaverei Ackerbau und Industrie und die ganze koloniale Macht der Herren in die Brüche ginge! — Haben Sie schon einmal einer Sklavenauktion beigewohnt, wie solche bei Gelegenheit von Nachlaßversteigerungen hier fast täglich vorkommen? Nein? Nun, da können Sie Auftritte erleben, daß Ihnen das Herz im Leibe weh thut, sage ich Ihnen. Die Javanen sind eine sanfte, schüchterne Nation, sonst stände es hier sicherlich längst anders!"

Die Kutsche war inzwischen den Rijswijk, eine der Hauptstraßen Batavia's, entlang gefahren, bald nachdem sie das Hotel des Generalgouverneurs passirt, rechts in die Sekretärallee eingebogen, und von dort wiederum zur Rechten dem breiten Wege des außerordentlich belebten, an seinen vier Seiten von prächtigen Villen eingerahmten Königsplatzes in Weltevreden gefolgt.

Der besonders am Abend, unter flimmerndem Sternenhimmel märchenhaft schöne Weg wimmelte von Wagen und Fußgängern aller Art, Letztere meist Malayen, die mit brennender Fackel vorübereilten, oder Chinesen, wie sie in ihrer Nationaltracht — Strohhut, langem Zopf, weißem Kittel und weiter blauer Hose — seit Jahrhunderten in der Hauptstadt des Landes herumschwärmen. Laut schallt die Glocke des Eisverkäufers, der schrille Ruf des Fruchthändlers oder die Klingel des malayischen Krambudenbesitzers; von einigen der ringsum hellerleuchteten Villen her, die durch wohlgepflegte Gärten und mächtige Hecken vom Wege getrennt sind und lauschig hinter tropischem Gebüsch und Baumwerk hervorlugen, dringen fröhliche Akkorde durch die Nacht, begleitet von dem dumpfen Dröhnen der großen Trommel, ein Zeichen, daß dort getanzt wird.

An einer Stelle des Platzes nur, der mit all' seinem Licht und Leben fast einem einzigen großartigen Vergnügungslokale gleicht, herrscht tiefe Finsterniß. Der hellrothe Fackelschein einer vorübersausenden Equipage läßt zur Genüge erkennen, daß der Garten, der die einsame Villa der Frau van Ruyter wie eine lebendige Mauer umgibt, in der That einem Urwalde gleicht, der keinen Lichtstrahl durchläßt.

Wie Riesengespenster und abschreckende Schutzgeister der Wohnung stehen zwei gewaltige Bäume am Eingange des Gartens, einem wohlvergitterten Thore, hinter dem weder Weg noch Steg zu erkennen ist.

An dieser Stelle fährt jetzt die Kutsche vor, die den Weg vom Marinehotel in kaum zehn Minuten zurückgelegt hat. Kapitän Bastian steigt zuerst aus, bezahlt den Kutscher und tritt, von Herbert begleitet, an's Thor.

Man mußte die Gäste erwartet oder ankommen gehört haben, denn im selben Augenblick dringt Fackelschein aus dem Dickicht, mehr und mehr näher kommend. Ein malayischer Bedienter mit Kopftuch und langem, bis auf die Füße reichenden dunkelrothen Gewand, tritt aus dem dichten Bambusgebüsch und öffnet das Thor. Mißtrauisch und stutzend mustert er Herbert's hünenhafte Gestalt, bezeugt auf die eigenthümlich unterthänige Weise seiner Nation dem ihm bekannten Kapitän den üblichen Willkommensgruß, schließt die Pforte wieder und leuchtet den ihm folgenden Fremden schweigend voran.

Die verwahrlosten Gartenwege, die sie passiren, machen den Eindruck von engen Fußpfaden, die man nothdürftig durch das undurchdringliche Gestrüpp und Buschwerk eines tropischen Urwaldes gehauen. Nicht selten streifen herniederhängende Zweige Herbert's Gestalt. Nach kurzer Wanderung jedoch wird eine Lichtung sichtbar, und jetzt taucht die kleine, aus dem Dunkel der Umgebung sich grell abhebende Villa der Frau van Ruyter vor den Blicken der sich Nähernden auf. Thüren und Fenster des einstöckigen, rings von einer offenen Gallerie umzogenen Hauses scheinen sorgfältig geschlossen zu sein.

An der hinteren Front desselben macht der Führer Halt und hält seine Fackel hoch. Der Kapitän, der mit den Gepflogenheiten des Hauswesens vertraut ist, schreitet, von Herbert gefolgt, die drei marmornen Stufen der Vorgallerie hinan, wendet sich jedoch auf halbem Wege zu seinem Begleiter zurück, als er eines Dieners ansichtig wird, der in ehrerbietiger Haltung zum Empfange der Herren bereit steht.

„Das ist der Bruder, Elima's Bruder," flüsterte er Herbert zu. „Ein prächtiger Bursche und gewandt wie eine Katze! — Wie geht's, Sidin?" begrüßte er sodann den Eingeborenen, der seine schwarzen funkelnden Augen mit fragendem Blicke auf Herbert's imponirende Erscheinung gerichtet hatte.

„O, gut, Herr!" versetzte der Gefragte mit glückstrahlendem Lächeln, das eine Reihe blendend weißer Zähne sehen ließ, „der Himmel segne Sie und Ihre Theilnahme!"

Herbert hatte überrascht aufgehorcht, und faßte den Sundanesen scharf in's Auge, dessen lebendige Züge und geschmeidige Körperformen, die von einem langen, buntfarbigen, um die Hüften verschnürten Kittel nur leicht verhüllt waren, das günstige Urtheil des Kapitäns nur bestätigen konnten. Das von schwarzem, kurzgelocktem Haar umrahmte Gesicht zeigte nur eine wenig bräunliche Gesichtsfarbe, und nur die etwas breiten Nasenflügel und die etwas vollen, dunkelrothen Lippen vielleicht, sowie das langgeschlitzte Auge, dessen Blick, glänzend wie der eines Adlers, unter schön geschwungenen Brauen hervorsah, verriethen dem Kundigen die Abstammung des jungen Eingeborenen.

„Das erste Mal, Kapitän, daß ich einen Malayen Deutsch sprechen höre!" gab Herbert seinem Erstaunen hierüber Ausdruck, als Sidin durch eine offenstehende Thür den Gästen des Hauses nach einer inneren Gallerie voraus schritt, die mit bequemen Ruhestühlen und Sophas ausgestattet und wie der Raum vorher durch ein gedämpftes Licht nur matt erhellt war.

„Nichts Merkwürdiges dabei," lächelte der Kapitän zurück. „Die Mutter der Frau van Ruyter war eine Deutsche, die niemals weder holländisch noch malayisch verstand, noch verstehen wollte, obgleich sie Jahre lang bis zu ihrem Tode unter diesem Dache bei ihrem Schwiegersohn lebte. Auf ihre Veranlassung kaufte Herr van Ruyter derzeit das Geschwisterpaar, als es noch in den Kinderschuhen steckte. Die alte Dame nahm sich gegen alle Gewohnheit des Landes mit mütterlicher Zärtlichkeit der armen Waisen an, und unterrichtete sie selbst in unserer Muttersprache, um sich deutschsprechende Diener zu erziehen. Nie mag es dankbarere Schüler gegeben haben, nicht oft wohl gelehrigere und begabtere. Je mehr ihre schnelle Auffassungsgabe, die sie Alles spielend erlernen ließ, an den Tag kam, desto eifriger wurde die alte Dame im Lehren, so daß die beiden Sklaven schließlich nach wenigen Jahren an Bildung mit jedem Abendländer der besseren Gesellschaft wetteifern konnten. Ob die beiden Ausnahmemenschen dadurch aber glücklicher wurden, möchte ich sehr bezweifeln. Ich weiß nur, daß nach dem plötzlichen Tode ihrer Gönnerin, die sie mehr wie Zöglinge, denn als Diener gehalten, ihr Dasein eine ganz andere Färbung erhielt. Der selige Herr van Ruyter war ein trefflicher Mann; über seine Dienerschaft aber führte er ein strenges Regiment, und verlangte von ihr nach der alten Tradition eine schlechthin sklavische Unterwürfigkeit. Und unter Frau van Ruyter ist das nicht viel anders geworden."

„Seltsame Leute!" lächelte Herbert vor sich hin, der diesen Auseinandersetzungen aufmerksam gefolgt war, und nun mit seinem Begleiter durch eine Glasthür, die Sidin öffnete, in die offene Hintergallerie des Hauses eintrat, deren Dach von schlanken eisernen Säulen getragen wurde, zwischen denen breite Vorhänge herabgelassen waren. Der glänzend weiße marmorne Fußboden des hallenartigen, an drei Seiten offenen, sehr luftigen Raumes war zum größten Theil mit zierlich gemusterten Matten bedeckt, und dieser selbst mit Ruhebänken, Schaukelstühlen, kleinen Tischen und Blumenvasen auf's Behaglichste möblirt. Am Ende der Gallerie, unter einer mächtigen Hängelampe, stand die reich ausgestattete Tafel, die indessen nur für zwei Personen gedeckt war.

Der Kapitän war bei seinem Eintritt sogleich auf die Frau des Hauses zugeeilt, die sich aus einem Divan in der Nähe der Tafel erhoben hatte und ihm einige Schritte entgegen gegangen war, und Herbert, der sich zögernd im Hintergrunde hielt, bemerkte sehr wohl, daß dieselbe

ihn erstaunt betrachtete und durch das unerwartete Erscheinen eines ihr gänzlich unbekannten Fremden nicht eben angenehm überrascht war. Augenscheinlich bot der Hausfreund seine ganze Beredtsamkeit in leise gesprochenen Worten auf, um die Einführung des Fremden zu rechtfertigen, und dessen Persönlichkeit in vortheilhaftestem Lichte zu malen. Mehrmals wenigstens streifte ein flüchtiger Blick über ihn hin, dessen müder Ausdruck zusehends freundlicher wurde, je länger der Kapitän auf die wunderliche, nach längst vergangener Mode gekleidete Dame einsprach.

Mit einer gewissen Feierlichkeit stellte der Kapitän ihr endlich seinen Freund Grotter vor, und obgleich Herbert auf ein etwas seltsames Benehmen der einsiedlerischen Wittwe vorbereitet und auf einen keineswegs warmen Empfang gefaßt war, berührte es ihn doch eigenthümlich, daß dieselbe ihn mit keiner Silbe anredete, sondern ihm nur schweigend die Hand gab.

Herbert verbeugte sich und murmelte der sich etwas hastig wieder Abwendenden einige höfliche Worte nach.

„Finde sie sehr verändert — halte sie für krank,“ flüsterte der Kapitän ihm zu, als sie, einer stummen Aufforderung der Dame Folge leistend, sich zur Tafel begaben, die Sidin alsbald mit einem dritten Gedecke versorgte.

Herbert fand keine Zeit, über diese Bemerkung und den eigenthümlich verbissenen Zug in dem sonst nicht eben unschönen Antlitz der bereits stark ergrauten und in ihrer Haltung gebeugten Wittwe nachzudenken; seine ganze Aufmerksamkeit war soeben durch die Erscheinung eines jungen, aus dem Nebenzimmer eintretenden Mädchens vollständig in Anspruch genommen worden. Auf den ersten Blick hatte er in Elima, die sich gesenkten Auges ihm gegenüber hinter dem Sessel ihrer Herrin zu deren Bedienung aufgestellt hatte, jenes entzückende Wesen wiedererkannt, dem er vor Jahresfrist an zwei aufeinander folgenden Abenden in der Nähe des Königsplatzes und dann nie wieder begegnet war. Erst heute aber war er aufgeklärt worden, und zwar durch die Bemerkung des Kapitäns, daß das Mädchen seit dem Kaufgebote jenes Chinesen das Haus nicht mehr verlassen durfte, weshalb er die Bewunderte trotz eifrigen Nachforschens und Ausspähens nicht wieder zu Gesicht bekommen hatte.

Eine Javanin, eine Sklavin also war dieses herrliche Wesen, dessen zarte, sammetweiche Haut doch nur jenen warmen, berückenden Ton zeigte, wie man ihn an brünetten Schönheiten der europäischen Gesellschaft manchmal zu bewundern Gelegenheit hat! Eine Sklavin dieser Engel an Liebreiz und Holdseligkeit! Er vermochte kein Auge von der reizenden Gestalt des Mädchens abzuwenden. Die kleidsame Tracht ließ vollendete Körperformen erkennen. Der geblümte Sarong, ein in tiefen Falten niederfallender Rock, war um die Hüften durch einen silbernen Gürtel zusammengefaßt, Armbänder zierten das feine Handgelenk, und wenn Herbert die Aussicht nicht versperrt gewesen wäre, so hätte er bemerken können, daß die tadellose Gestalt von kleinen, in golddurchwirkten Schuhen von rothem Sammet steckenden Füßchen getragen wurde. Was ihn jedoch vor Allem entzückte und zu immer neuer Bewunderung hinriß, war der herrliche Kopf und das wunderbar schöne Antlitz des kaum achtzehnjährigen Mädchens. Die prachtvollen, glänzend schwarzen, in einen zierlichen Knoten geschürzten Haare, die reine Stirn, die dunklen Augen voll Gluth und Leben! Wie kalt hatte ihn im Grunde die blendende Schönheit jener Kokette gelassen, die sich ihm aufdrängte, um ihn zu verrathen; wie sehr entzückte ihn hier dagegen die Schönheit der Seele, der warme Hauch der Holdseligkeit, die sich nimmermehr erkünsteln läßt, weil sie der ursprünglichen Unschuld des Herzens entstammt.

Wie ein traumhafter Rausch war es über Herbert gekommen; mehr und mehr fühlte er sein ganzes Denken und Fühlen von ungeahnten Empfindungen umstrickt, und er hatte sich so sehr im Anschauen des liebreizenden Geschöpfes verloren, daß er seine Umgebung fast vergaß.

Zerstreut kostete er von mehreren Gerichten, welche Sidin schweigend aufgetragen und wieder abgeräumt hatte; und es war ihm nicht einmal aufgefallen, daß die Frau des Hauses sich ihren Gästen gegenüber sehr einsilbig und mit einer fast befremdlichen Theilnahmlosigkeit benommen hatte.

Eben war von Sidin eine mächtige Schale voll der herrlichsten Tropenfrüchte aufgetragen worden, und Herbert bewunderte gerade die Geschicklichkeit und Anmuth, mit der Elima für ihre Herrin eine Apfelsine zerlegte, als ein unterdrückter Aufschrei ihn jäh aus seiner Träumerei aufschreckte.

Mit allen Zeichen eines lähmenden Entsetzens sah er Frau van Ruyter zur Seite auf den Boden starren, und die besinnungraubende Angst, die sich in ihren Zügen malte, sagte ihm sogleich, daß etwas Außerordentliches vorliegen müßte.

„Was ist das?“ flüsterte Sidin, der funkelnden Auges nach derselben Richtung sah.

„Um Gottes willen, rühren Sie sich nicht,“ raunte der Kapitän Herbert bestürzt zu, „die Bestie kehrt vielleicht wieder um, wenn sie nicht gereizt wird.“

Jetzt erst bemerkte Herbert in einer Entfernung von etwa drei Metern den unheimlich gestreckten, funkelnden Leib einer langen Schlange, die leichtgehobenen Kopfes bewegungslos am Boden lag; nur die tückischen, wuthblickenden Augen, und die lange, gespaltene Zunge verriethen, daß Leben in dem Thiere war.

Er erbleichte, denn er hatte auf der Stelle eine der gefährlichsten Giftschlangen erkannt, deren Biß für tödtlich gilt.

„Eine Kraitschlange? Sehen Sie, sie ringelt sich zusammen.“

Wie ein drückender, furchtbarer Bann lag es auf allen Anwesenden, von denen Niemand sich zu rühren wagte. In athemloser Spannung harrte Jeder auf das, was ihnen so furchtbar drohend bevorstand.

Frau van Ruyter bot einen bemitleidenswerthen Anblick. Ihre Angst schien von Sekunde zu Sekunde zu steigen, wie ihre weit aufgerissenen Augen ein wachsendes Entsetzen bekundeten. Und doch hatte von Allen gerade sie die geringste Veranlassung, um ihr Leben besorgt zu sein; denn an ihrer einen Seite stand Sidin, dessen entschlossene Haltung und wilder Blick zu sagen schien, daß er um seiner Herrin willen opferwillig den Kampf auf Tod und Leben aufzunehmen bereit sei, und auf der anderen Seite befand sich Elima. Die Letztgenannte schwebte ohne Zweifel in der größten Gefahr, schon weil sie dem Reptil am nächsten stand. Sie war sich dessen sicherlich bewußt; nicht zu wissen jedoch schien sie, daß sie ihre großen, dunkeln Augensterne flehentlich auf Herbert gerichtet hielt, als ob sie sich vertrauensvoll und bebenden Herzens zugleich unter seinen Schutz stellte, und alle Rettung aus seiner starken Hand erhoffte.

Während die Schlange bisher in ihrer ganzen Länge fast zusammengeringelt auf dem Boden gelegen hatte, erhob sie sich jetzt ohne augenfällige Veranlassung plötzlich, streckte sich und stieg empor, so daß es aussah, als ob sie sich auf ihren immer noch zusammengeringelten Schwanz gestützt hätte. Ihr Kopf befand sich fast in Tischeshöhe. Sie schien tückischen Blickes die Oertlichkeit, wohin sie gerathen und welche zu dem dichten Bambusgebüsch des Gartens, dem sie sicherlich entschlüpft war, einen sehr herausfordernden Gegensatz bildete, erkunden zu wollen. Langsam und fast unmerklich näherte sie sich, immer kerzengerade emporgerichtet, dem Tische.

Herbert sah, wie plötzlich ein leises Zittern über Elima's vorgebeugten Körper lief. Von Mitleid übermannt sah er zu dem Mädchen auf, dessen Auge noch immer auf ihm ruhte, und mit einem so unbeschreiblichen Ausdruck von Flehen, von Todesangst und Hingebung zugleich, daß es ihn im innersten Herzen durchschauerte. Ein trunkener Blick flammte über sie hin; dann begann er mit todesmuthigem Lächeln seinen soeben gefaßten Entschluß zur Ausführung zu bringen, das Mädchen mit Einsetzung des eigenen Lebens zu retten.

Unausgesetzt die Schlange im Auge behaltend, die nach wie vor die nämliche halbaufrechte Stellung behauptete und nach wie vor mit unheimlicher Lebhaftigkeit vor sich hin züngelte, holte er so behutsam wie möglich ein Paar weißseidener Handschuhe aus der Rocktasche, wie sie die Herren in Batavia zu tragen pflegen, zog sie an und über seine eigenen noch diejenigen des Kapitäns, welche neben dem Gedeck desselben auf dem Tische lagen.

In athemloser Spannung verfolgten alle so verhängnißvoll Betheiligten sein unerhörtes Wagniß.

(Fortsetzung folgt.)

Kaffeesieder in einer Straße zu Nisch.

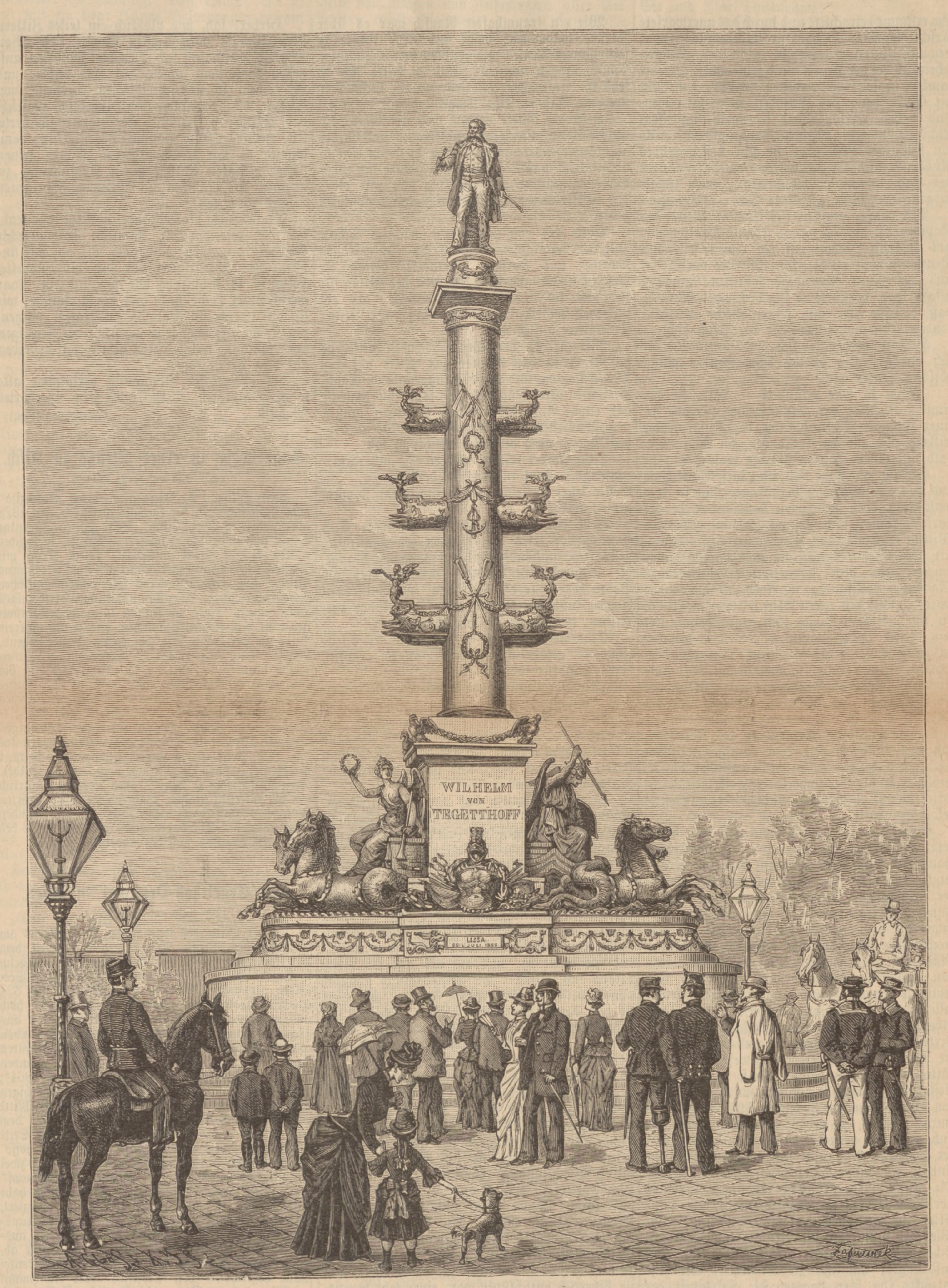
(Mit Bild auf Seite 321.)

Unser Bild auf S. 321 zeigt uns einen „Kafedzija“ oder Kaffeesieder in der ehemals türkischen, seit 1878 aber serbischen Stadt Nisch. Sein ganzes Inventar besteht aus einer flachen thönernen Schale, in welcher er ein kleines Feuer unterhält, einem Krug mit Wasser, einem kleinen pfannenartigen Topf mit langem Stiel, eine Anzahl unseren Eierbechern ähnlichen Täßchen aus dickem Porzellan und einigen dreibeinigen Holzschemeln. Naht ein Kunde, so macht der Kaffeesieder in dem kleinen Pfännchen, das er auf unserem Bilde in der Hand hält, ein wenig Wasser siedend, schüttet dann ein reichliches Quantum gestoßenen Kaffee hinzu und rührt die Mischung nach ein- bis zweimaligem Aufwallen um, worauf der Kaffee sammt dem Satz in einem der winzigen Täßchen dem Kunden dargereicht wird. Dieser gibt sich alsdann entweder stehend oder auf einem der dreibeinigen Schemel sitzend dem Genusse des Lieblingsgetränkes hin. Der Preis ist ein äußerst geringer und beträgt gewöhnlich 5 Para (4 Pfennige nach unserem Gelde). Diese Kaffeesieder in den Straßen bedienen natürlich nur die untersten Klassen, während die besser situirten Leute in's Kaffeehaus gehen, wo sie oft Stunden lang sitzen, den Tschibuk rauchen und eine Tasse des schwarzen Trankes nach der anderen schlürfen.

Das Tegetthoff-Denkmal in Wien.

(Mit Bild auf Seite 324.)

In der Mitte des sogenannten Pratersterns am Eingange des Wiener Praters erhebt sich seit dem 24. September 1886 das dem Andenken Wilhelm v. Tegetthoff's, des berühmten österreichischen Seehelden, gewidmete Denkmal, von dem wir auf S. 324 eine Ansicht bringen. Dasselbe ist 22 Meter hoch und ruht auf einem Plateau von drei Stufen aus grauem Granit. Darüber erhebt sich ein Unterbau aus Sterzinger Marmor, der allegorische Figuren trägt. Auf den Seiten des Postaments befinden sich die Inschriften: „Helgoland, 9. Mai 1864“, „Lissa, 20. Juli 1866“ und „Dem heldenmüthigen Sieger seine dankbaren Mitbürger.“ Aus der Mitte des Postaments ragt ein Sockel hervor, auf dem man an der gegen die Praterstraße sehenden Seite in Goldbuchstaben liest: „Wilhelm von Tegetthoff.“ Zu den beiden Seiten dieses Sockels bauen sich zwei gewaltige Gruppen von Bronze auf, welche „Kampf“ und „Sieg“ versinnbildlichen. Der 11 Meter hohe Säulenschaft ist mit allerlei Emblemen verziert, während an jeder Seite drei Schiffsschnäbel herausspringen, welche in kränzespendenden Viktorien auslaufen. Oben schließt eine Deckplatte die Säule ab, welche eine Konsole mit der 3½ Meter hohen Bronzestatue Tegetthoff's von Professor Karl Kundmann in Wien trägt. Der architektonische Aufbau des prächtigen Denkmals rührt vom Baron v. Hasenauer her.



Das Tegetthoff-Denkmal in Wien. (S. 323)



Pontonier-Uebungen auf der Unterelbe. (S. 326)

1. Bau einer Kanal=Brücke. 2. Legen des Bohlenbelags einer Ponton=Brücke. 3. Marsch der Truppen über eine Tonnen=Brücke. 4. Fliegende Pontonfähren. 5. Gesammtansicht des Uebungsterrains.

Die Pontonier-Uebungen auf der Unterelbe.

(Mit Bild auf Seite 325.)

Bei den alljährlich größeren technischen Uebungen der deutschen Pionierbataillone findet ein regelmäßiger Wechsel zwischen Belagerungs- und Pontonierübungen statt. Von letzteren vermag unser Bild auf S. 325 den Lesern eine Vorstellung zu geben, das die auf der Unterelbe in der Nähe von Harburg durch zwölf vereinigte Pionierkompagnien ausgeführten Pontonierübungen darstellt. Skizze 1 veranschaulicht den Bau einer Brücke über einen Kanal, der nur geringe Breite besitzt, dessen Ufer aber hoch und steil sind. Die Basis bilden hier verankerte Pontons, auf denen ein Gerüst ruht, über dem mittelst Balken und Bohlen oben in entsprechender Höhe die Brückenbahn hergestellt wird. Skizze 5 gibt eine Gesammtansicht des Uebungsterrains an der Unterelbe mit der Harburger Eisenbahnbrücke im Hintergrunde. Im Vordergrunde erfolgt der Bau einer Pontonbrücke durch den sogenannten streckenweisen Bau, wobei durch Einbauen eines Pontons nach dem andern die Brücke fertiggestellt wird; Skizze 2 zeigt das Legen des Bohlenbelags. Auf Skizze 4 sieht man mehrere aus je zwei verbundenen Pontons hergestellte fliegende Fähren für Infanterie, welche man benutzt, wenn es sich darum handelt, möglichst schnell eine nicht zu große Anzahl von Mannschaften über einen Fluß an das jenseitige Ufer zu werfen. Skizze 3 endlich stellt eine aus Tonnen improvisirte Brücke dar (es wird dabei vorausgesetzt, daß kein anderes Material zur Hand ist), auf welcher eine Infanterietruppe den Fluß überschreitet.

Auf Flügeln des Gedankens.

Astronomische Reiseskizze

von

Paul Tunsch.

(Nachdruck verboten.)

Kein Gebiet menschlichen Wissens hat wohl eine so gänzliche Umwälzung des gesammten einschlagenden Denkvermögens aufzuweisen, wie das der Himmelskunde. Aber noch immer haftet den Sternen etwas Geheimnißvolles, Räthselhaftes an, namentlich für Denjenigen, welcher mit den Resultaten wissenschaftlichen Forschens weniger vertraut ist. Es drängen sich ihm unwillkürlich die Fragen auf, ob die Sterne wohl schönere, bessere Welten seien, als unsere Erde, und — gleich letzterer — von vernunftbegabten Wesen bewohnt. — Nun, wir wollen es sehen, und ich lade deshalb den freundlichen Leser ein, mit mir auf Flügeln des Gedankens eine kleine Reise durch die Sternenwelt zu machen.

Zunächst wenden wir uns nach dem Monde. Wir schütteln also den Erdenstaub von unseren Füßen und fühlen uns im Schwindelfluge fortgeführt. Berge, Thäler, Flüsse und Städte schrumpfen unter uns zusehends zusammen, wir befinden uns schon außerhalb der Erdatmosphäre und fort geht es mit einer Geschwindigkeit, wie sie eben nur auf Flügeln des Gedankens möglich ist.

Wir sind jetzt schon ein schönes Stück gereist und haben bereits ungefähr 37,000 Meilen hinter uns, so daß wir etwa nur noch 13,000 Meilen bis zum Monde zu fliegen haben. Hier können wir uns den interessanten Spaß machen und unseren Hut fallen lassen. Wie wir zu unserem Staunen bemerken, bleibt er ruhig schweben, wo wir ihn hinschieben — er fällt nicht. Wir sind nämlich an einem Punkte angelangt, wo die Anziehungskraft der Erde und des Mondes sich das Gleichgewicht halten, wodurch natürlich ihre Wirkung aufgehoben wird.

Doch da sind wir ja schon an unserem Ziele und lassen uns mit klopfendem Herzen auf dem Monde nieder. Aber welch' ein entsetzlich öder Anblick bietet sich uns dar! Keine Pflanze, kein Thier, keinen Menschen sehen wir; so weit unser Auge reicht, gewahren wir nur zerklüftete Berge und Ebenen. Wir rufen erschreckt in diese starre Oede, doch wir vernehmen unsere eigene Stimme nicht. Der Mond hat nämlich keine Lufthülle und der Schall wird deshalb nicht fortgepflanzt. So herrscht denn in dieser Oede zugleich eine Todtenstille, von der wir Erdenkinder uns keinen rechten Begriff machen können. Wenn der Mond aber der Luft entbehrt, kann er auch kein Wasser haben, welches ohne Luft sofort verdunstet, und ohne Wasser kann er ferner auch kein organisches Leben beherbergen. So ist denn der Mond, wie wir uns hier überzeugen, eine starre und todte gebirgige Gesteinsmasse, auf der uns angst und bange zu werden anfängt. Doch da wir einmal bis hierher gereist sind, wollen wir uns doch ein wenig umsehen. Wir kommen uns beim Gehen sonderbar leicht vor, wir berühren mit den Füßen kaum den Boden und scheinen mehr zu schweben. Die Anziehungskraft des Mondes ist, wie wir hier an uns selbst wahrnehmen, seiner geringen Masse*) wegen etwa sechsmal schwächer, als diejenige der Erde. Ein erwachsener Mensch wiegt hier etwa nur 10 Kilogramm. Es ist daher ein Leichtes, auf einen 20 Fuß hohen Hügel zu springen oder über einen 20 Fuß breiten Abgrund zu setzen. — So weit wir über den Mond wandern, sehen wir nur schroffe Gebirge, die sämmtlich eine eigenthümliche, regelmäßige Form haben, welche den Kratern der Erdvulkane ähnelt. Es sind ringförmige Erhebungen, die in ihrer Mitte eine tiefe Senkung haben. Viele dieser „Ringgebirge“, wie man sie da unten auf der Erde nennt, sind sehr viel größer als die Erdkrater, auch sind sie, wie wir hier sehen, vielfach von Rissen und Spalten durchbrochen. Von solchen mächtigen Kratern ziehen sich weithin strahlenförmige Ausläufer, von denen manche, nach unserer Schätzung, wohl an hundert Meilen lang sind. Es sieht aus, als ob es die Reste von Lavaströmen wären, welche den einst thätigen Mondvulkanen entquollen. — Bei unserer Ankunft stiegen wir nahe an dem Rande der beleuchteten Oberfläche nieder. Bei unserer Wanderung sind wir jedoch mehr und mehr in deren Centrum gelangt und wir empfinden jetzt eine ganz enorme Hitze, die uns zur Umkehr zwingt. Kein Wunder allerdings, der Mondtag dauert etwas über 14 Tage, und die Sonne brennt während dieser Zeit fortwährend auf den steinigen Boden. — Doch wir haben uns auf dem Monde satt gesehen und wollen ihm nunmehr den Rücken wenden.

Wir wollen nach der Sonne, um uns das große Tagesgestirn einmal in der Nähe zu beschauen. Schon haben wir den Mond hinter uns, er ist nur noch so groß wie eine Erbse, die Erde wie ein Spielball. Doch siehe, da kommt uns schon der Nachbarplanet unserer Erde, Venus, in den Lauf. Er gibt einen schönen Anblick und sendet uns einen prächtigen Lichtstrom entgegen. Er scheint ziemlich der Erde zu gleichen, denn wir können deutlich Meere und Kontinente unterscheiden und sehen auch niedere und höhere Gebirge auf ihm. Eine dichte Lufthülle umgibt seine Oberfläche, auch erscheint er ziemlich so groß als die Erde. Nur seine Umdrehungsaxe ist sehr schief zur Sonne geneigt und somit sind Sommer und Winter auf ihm viel abstechender, als dies auf unserer Erde der Fall. Hiezu kommt noch, daß es auf der Venus doppelt so warm und hell ist als auf der Erde, weil sie der Sonne um fünf Millionen Meilen näher steht als diese.

Schon haben wir Venus ein beträchtliches Stück Weltweges hinter uns, da kommt uns noch ein zweiter Planet entgegen. Es ist Merkur, welcher, wie wir hier sehen können, nicht viel größer ist als der Erdenmond. Er ist 7 1/2 Millionen Meilen von der Sonne entfernt und läuft wegen der großen Anziehungskraft derselben in dieser Nähe ziemlich rasch. In der Sekunde legt er sechs Meilen zurück und bei ihm ist daher ein Jahr, d. h. ein Umlauf um die Sonne, schon in 88 Tagen um. Auch er hat eine Lufthülle wie Venus und Erde. Ein Besuch auf ihm wäre aber sehr ungemüthlich, weil es bei ihm an siebenmal heller und heißer ist als auf der Erde.

Wir sind der Sonne wieder ein bedeutendes Stück näher gekommen, und sie erscheint uns jetzt in einer Größe und Lichtpracht, welche die kühnste Phantasie übersteigt. Wie unsere Astronomen berechnet haben, nimmt der Sonnenkörper 1,250,000mal mehr Raum ein, als der Erdkörper; dagegen wiegt er nur 320,000mal so viel, so daß seine Dichtigkeit (spezifisches Gewicht) nur ein Viertel der Erddichtigkeit beträgt. — Wir überzeugen uns hier, daß die Sonne ein Feuerball ist, der sich in glühendflüssigem Zustande befindet und von einer glühend gasförmigen Atmosphäre umgeben wird. Obgleich wir uns noch ein beträchtliches Stück von der Sonne befinden, spüren wir doch eine so ungeheure Hitze, daß uns die Luft zu weiterer Annäherung vergeht. Nach unserer Schätzung muß auf der Sonnenoberfläche eine Hitze von mindestens 27,000 Grad herrschen. Wir bemerken hier auch, wie sich an der Oberfläche des glühendflüssigen Sonnenkörpers blasenartige Erhebungen bilden, aus denen gleich ungeheuren Fontänen Gasmassen hervorbrechen, die bis zu Tausenden von Meilen emporsteigen. Man nennt diese Gassäulen, welche oft eigenthümlich gebogene Formen haben, auf der Erde die Protuberanzen der Sonne. Sie haben eine solche Ausdehnung und Höhe, daß, wenn man die Erde in sie hineinwerfen würde, sie dieselbe so aufnehmen würden, wie etwa ein Schmiedefeuer eine Nuß. Die Protuberanzen heben sich auch mit einer ganz ungeheuren Geschwindigkeit empor, welche wir auf ungefähr fünf bis acht Meilen in der Sekunde schätzen. Im Uebrigen nehmen wir wahr, wie die Sonnenatmosphäre von ganz kolossalen Wirbelstürmen bewegt ist, welche sie fortwährend durchwühlen und gegen welche die stärksten Erdorkane als ein sanfter Hauch erscheinen. Die Geschwindigkeit dieser Sonnenstürme beträgt wohl an 25 Meilen in der Sekunde, was von ihrer Mächtigkeit einen schwachen Begriff geben kann. Gewaltige dunkle Massen schwimmen in der Richtung von Osten nach Westen am Sonnenäquator heran. Sie sind so groß, daß ganze Welttheile der Erde auf ihr Platz hätten. Es sind die „Sonnenflecke“, Schlackengebilde, welche auf eine endliche Abkühlung der Sonne schließen lassen, von der wir in ihrer nächsten Nähe jetzt allerdings noch nichts merken. — Da wir es aber unter so mißlichen Umständen, wie sie für uns Erdenmenschen auf der Sonne herrschen, nicht wagen können, uns auf dieselbe niederzulassen, wenden wir ihr nunmehr den Rücken und reisen zu dem von der Sonne entfernteren Nachbarplaneten der Erde, zu Mars.

Wir haben uns auf eine der vielen Inseln am Marsäquator niedergelassen. Auch Mars ist von einer Atmosphäre umgeben, stetig sich verändernde Wolkengebilde ziehen am Himmel vorüber. Etwas dunkler erscheint es uns hier als auf der Erde, wie ja auch ganz natürlich, da Mars von der Sonne an 12 Millionen Meilen entfernter ist als die Erde. Die Sonne erscheint uns deshalb hier auch um ein Drittel kleiner. Wir wandeln jetzt über den Ort, wo wir festen Fuß gefaßt haben, und bemerken, wie es sich auch hier wunderbar leicht lebt, denn wir kommen uns nur halb so schwer vor als auf der Erde. So weit wir die Marsoberfläche überschauen, sehen wir keine Gebirge,

*) Masse bei Weltkörpern bezeichnet eben das, was man bei irdischen Körpern Gewicht nennt; man drückt sie aber hier nicht nach Centnern oder Kilogramm, sondern zur Vermeidung ungeheurer Zahlen blos vergleichungsweise aus. So sagt man z. B.: die Masse des Mondes beträgt 1/80 der Erdmasse.

sondern nur Landstrecken, die sich flach über das Meer erheben. Sie haben alle eine eigenthümlich länglichrunde Form und ähneln den Koralleninseln am Erdäquator. Sie sind auch mit großer Genauigkeit, gleichsam wie von Künstlerhand, angelegt und werden von schmalen Kanälen, die in der Richtung der Meridiane von Nord nach Süd laufen, getrennt. — Schon beginnt es zu dämmern und wir haben das Vergnügen, eine Marsnacht zu erleben. Ueber dem Horizont steht ein Mond, welcher uns etwas kleiner erscheint als der Erdenmond, aber selbst nach längerer Zeit noch immer an derselben Stelle zu stehen scheint. Da geht plötzlich, und zwar im Westen, wo eben die Sonne untergegangen ist, ein zweiter Mond auf, welcher sich mit ziemlicher Schnelligkeit in der Richtung nach Osten bewegt. — Noch immer aber haben wir kein lebendes Wesen erblickt. Sollten hier wirklich keine Pflanzen, keine Thiere und keine Menschen leben? Wenn die Inseln, wie es den Anschein hat, von Korallenthierchen gebaut sind, müssen auch Pflanzen und andere Lebewesen vorhanden sein. Vielleicht beschränkt sich ihre Existenz auf das Wasser? — Wir wollen einmal nach dem Ufer wandeln. Doch was ist das für ein seltsames Geräusch, welches die Wellen zu uns herübertragen? War es ein Thier- oder ein Menschenlaut? Noch stehen wir lauschend, da gewahren wir ein mächtiges Brausen und Donnern und sehen, wie sich mächtige schäumende Wogendämme vom Meeresufer auf uns zuwälzen. Es ist die Marsfluth, deren Großartigkeit die Fluth der Erde bei Weitem übertrifft. Mit einem kräftigen Ruck haben wir uns über die Marsoberfläche erhoben, während unter unseren Füßen die Wogen zusammenschlagen und einen brausenden Kampf mit einer zweiten Fluth führen, welche ihnen in entgegengesetzter Richtung entgegenkommt. So müssen wir denn unbefriedigt weiterziehen. Wir schlagen jetzt die Richtung nach dem Jupiter ein.

Kaum haben wir Mars ein beträchtliches Stück hinter uns, so fliegt ein schimmernder Körper an uns vorüber, dort rechts ein zweiter und weiter vor uns scheinen sich zwei zu jagen. Es sind Angehörige der kleinen Planetengesellschaft, der Planetoiden, welche sich zwischen den Bahnen der Planeten Mars und Jupiter in großer Anzahl bewegen, und deren Größe, zu derjenigen der anderen Planeten gehalten, sehr winzig erscheint.

Jupiter ist ein mächtiger Planet, dessen Umfang 1300mal größer ist als derjenige der Erde. Seiner geringen Dichtigkeit wegen ist er jedoch kaum 340mal schwerer als diese. — Wir sind am Ziele und sinken in die Atmosphäre Jupiter's, doch ein rasender Orkan reißt uns in der Richtung des Aequators mit sich fort. Gewaltige Wolkenmassen thürmen sich um uns in gigantischen Formen. Jetzt kommen wir der Oberfläche näher, denn schon hören wir das mächtige Brausen des Jupitermeeres zu unseren Füßen. Dort auf jener hoch aus dem Meer emporragenden Insel wollen wir absteigen. Aber o weh! Wir brechen wie unter einer centnerschweren Last zusammen. Wir versuchen, uns zu erheben, doch unsere Glieder kommen uns im wahren Sinne des Wortes bleiern schwer vor. Ganz natürlich! Da Jupiter an Masse bedeutend größer als die Erde ist, muß auch seine Anziehungskraft, und daher das Gewicht der Körper auf ihm, bedeutend größer sein. — Mit ganzem Kraftaufwand haben wir uns nur soweit erhoben, daß wir um uns blicken können. Es bietet sich uns ein düsteres Bild dar. Die ohnehin hier nicht hell leuchtende Sonne, welche uns fünfmal kleiner als auf der Erde erscheint, wird von schwarzen Wolkenmassen verhüllt, die mit fabelhafter Geschwindigkeit am Himmel dahinjagen. Die Meereswogen thürmen sich schäumend berghoch empor und dazu singt ein gewaltiger Orkan, welcher die ganze Jupiterswelt aus den Fugen zu reißen droht, ein wildes Lied. Die Sonne taucht eben blutroth im Westen unter den Horizont, und jetzt erblicken wir nacheinander vier Monde, die mit ihren großen bleichen Höfen die Scenerie seltsam beleuchten. Wir empfinden jetzt aber auch eine ganz abnorme Kälte, die unsere Glieder beben macht. Indem wir unsere ganze Kraft zusammenraffen, sagen wir daher dem unwirthlichen Jupiter, der uns mit seinem großartigen Naturspiel das Herz beklemmt, ein kräftiges Lebewohl und reisen nach seinem Nachbar Saturn, hoffend, daß uns dieser gastlicher aufnehmen werde.

Saturn ist bedeutend größer als die Erde, welche er an Umfang 800mal, an Schwere jedoch nur 101mal übertrifft. Die Umdrehungszeit um seine Achse beträgt 10 Stunden 29 Minuten, während er in ungefähr 29½ Jahren einmal um die Sonne wandert. Neben seinen acht Monden hat er noch einen mächtigen freischwebenden Ring oder vielmehr ein Ringsystem um seinen Aequator, denn man hat gefunden, daß dieser Ring aus fünf Einzelringen besteht. Diese Eigenthümlichkeit steht in unserem Sonnensystem ganz allein da und macht diesen Planeten nicht mit Unrecht zum Gegenstande ganz besonderen Interesses. Doch da sind wir ja schon in seiner nächsten Nähe. Wir ersehen uns ein Plätzchen in der Nähe des Aequators als Absteigequartier. Wie wir uns überzeugen, hat auch Saturn eine Atmosphäre, deren Dichtigkeit der Erdatmosphäre allerdings nicht gleichzukommen scheint. Der gewaltige Ring, dessen Dicke die Astronomen der Erde auf 30 Meilen und dessen Breite sie auf 6000 Meilen schätzen, nimmt sich hier recht gigantisch aus. Er sieht aus wie ein mächtiger Himmelsbogen, welcher das feste Himmelsgewölbe stützt. Uebrigens besteht dieser Ring keineswegs aus Luft oder Dunstmasse, denn wie wir sehen, wirft er auf die Saturnoberfläche einen sehr dunklen Schatten. Obgleich die Sonne hoch über uns steht, herrscht hier dennoch nur ein mattes Dämmerlicht. Zugleich gewahren wir ein merkbares Frösteln, welches uns belehrt, daß die Sonne auf diese Entfernung sehr viel weniger freigebig mit ihrer lebenspendenden Wärme ist. Dieser mißliche Umstand, zu dem noch hinzukommt, daß uns das Gehen auf dem Saturn wegen seiner viel größeren Anziehungskraft sehr erschwert ist, veranlaßt uns, nunmehr auch diesen Planeten zu verlassen und uns noch nach den entfernteren Gliedern des Sonnensystems umzusehen.

Uranus, der nächste Planet, den wir besuchen wollen, ist ebenfalls viel größer als die Erde, denn sein Rauminhalt ist etwa 90mal so groß, sein Gewicht jedoch nur 14½mal. Erst in 84 Jahren 5 Tagen vollendet er einmal seinen Umlauf um die Sonne, von der er etwa 400mal schwächer beleuchtet und erwärmt wird als die Erde. Dessenungeachtet irrt man, wenn man auf ihm einen abnormen Kältegrad zu finden glaubt. Die Astronomen behaupten nämlich auf Grund ihrer spektroskopischen Forschungen, daß er noch ziemlich in feuerflüssigem Zustande ist, was wir jetzt beim Näherkommen auch wirklich bemerken. Aus diesem Grunde müssen wir darauf verzichten, uns auf seiner Oberfläche niederzulassen. Doch eine besondere Eigenthümlichkeit hat dieser Planet, die sich uns namentlich in der Nähe eigen darstellt. Seine vier Monde kreisen nicht in Bahnen um ihn, welche seiner Bahn um die Sonne gleich laufen, wie dies bei den Monden anderer Planeten der Fall ist, sondern ihre Bahnen stehen senkrecht auf seiner Bahn um die Sonne. Wir sehen daher, wie ihn die Monde nicht in Bogensprüngen, sondern in Spiralen gleich Schraubengängen auf seiner Bahn um die Sonne umfliegen.

Doch wie mag es nun um das Endglied unseres Sonnensystemes, um den Planeten Neptun, stehen? — Er ist seinem Rauminhalte nach etwa 95mal, seiner Masse nach 15mal größer als die Erde und legt erst in 164 Jahren 28 Tagen seine Bahn um die Sonne einmal zurück. Auch dieser Planet ist, wie wir jetzt in seiner Nähe bemerken, noch in feurigem Fluß, weshalb auch ein organisches Leben auf ihm nicht denkbar ist. Obgleich er von der Sonne 1000mal weniger beleuchtet und erwärmt wird als die Erde, muß doch ein sehr unangenehmer Hitzegrad auf ihm herrschen. Ein einziger Trabant umkreist diesen Planeten in westöstlicher Richtung.

Wir befinden uns jetzt an der Grenze des Sonnensystems und blicken zurück auf den weiten Weg, den wir zurückgelegt haben. Die Sonne erscheint uns hier nur noch als ein heller Stern am Himmel, und die Erde? Sie könnten selbst die lichtstärksten Teleskope nicht mehr erspähen. Vor uns aber dehnt sich der Raum noch mächtig und über uns leuchtet die endlose Zahl der Fixsterne. Wie mag es nur auf ihnen aussehen?

Wir wenden unseren Flug nach dem nächsten, welcher sich im südlichen Sternbilde des Centauren befindet, der aber immer noch 3½ Lichtjahre von uns entfernt ist, d. h. der Lichtstrahl, welcher in der Sekunde 41,000 Meilen zurücklegt, würde bis zu ihm 3½ Jahre laufen. Wir sagen Neptun und dem Sonnensystem Lebewohl und schon trägt uns der Gedankenflug in die Ferne. In einem Momente ist Neptun hinter uns verschwunden, Jupiter verschwimmt als mattes Pünktchen in der Ferne und die Sonne hat nur noch die Größe eines gewöhnlichen Fixsternes.

Der Stern, dem wir mit fabelhafter Geschwindigkeit zufliegen, wird jetzt schon immer größer und größer und sendet uns einen warmen, glänzenden Lichtstrom entgegen. Da sehen wir ihn in seiner ungeheuren Größe, in seinem märchenhaften Glanze vor uns. Es wogt und wallt auf ihm wie in einem wahren Chaos. Gewaltige glühende Stoffmassen erheben sich mit ungeheurer Geschwindigkeit gleich mächtigen Feuersäulen in den Weltraum. Unsere Blicke tauchen in ein wirbelndes Gluthmeer, das selbst die kühnste Phantasie übersteigt. Dieser Stern hat wirklich viel Aehnlichkeit mit unserer Sonne, und siehe, da jagt ja auch ein flunkerndes Pünktchen um ihn. Also auch er ist gleich der Sonne von Planeten umkreist.

Doch unser Wissensdrang ist noch nicht befriedigt. Matt glänzt der weißliche Schimmer der Milchstraße über uns, die gleich einem riesigen Nebelringe den Himmel umzieht. Wie mag es nur auf ihr aussehen? — Sie ist uns unendlich fern. Die Astronomen auf der Erde lehren, daß der Lichtstrahl von dem einen Ende derselben bis zum anderen gegen 10,000 Jahre braucht, und wir wollen es ihnen gern glauben. Doch schon führt uns der Schwindelflug ihr entgegen. Der Stern des Centauren ist weit hinter uns und an uns vorüber fliegen Sterne und Sternsysteme, die uns einen wechselnden Anblick bieten. Doch was ist das dort für ein Lichtball, der in eigenthümlichen Formen durcheinander wogt und wirbelt? Er hat eine ganz ungeheure Ausdehnung und sendet weite Lichtstreife in den Weltraum. Es ist ein aus glühenden Gasmassen bestehender Nebelfleck, ein noch im Bilden begriffenes Sternensystem. — Wo ist aber die Milchstraße? Auf unserem Schwindelflug sehen wir nur rechts und links Sterne an uns vorüberhuschen, die bald dichter, bald loser durch den Weltraum vertheilt zu sein scheinen. Vor uns aber wird die Zahl der Sterne immer geringer — jetzt erblicken wir nur noch da und dort einen — auch sie sind schon hinter uns und vor uns dehnt sich der Raum in Nacht und Finsterniß. Es scheint,

als ob hier der Pulsschlag der Natur erstarrt wäre. Wir schauern zusammen. — Ist die Welt hier zu Ende, haben wir den Ort erreicht, „wo der Markstein der Schöpfung steht?“ — O nein! Aus weiter Ferne dringt der schwache Schimmer matter Nebelflecken in unser Auge. Es sind dies „Welteninseln“, welche Sternen- und Sonnensysteme in sich bilden. Und so ist denn auch unser gesammtes Fixstern- und Milchstraßensystem eine solche Welteninsel. Von anderen Welteninseln gesehen, stellt sich dieses unser ganzes Fixsternsystem selbst nur als ein mattes Nebelfleckchen dar. Ein unendlich kleiner Theil desselben ist nun unser Sonnensystem, zu welchem wieder unsere heimathliche Erde als ein untergeordnetes Glied gehört. Was aber ist der Mensch, der als ein Atom auf der Erde, diesem winzigen Weltatom, herumkriecht, gegen das Universum? — Wir fühlen unsere ganze Nichtigkeit und verlieren den Muth, noch weiter in die Tiefen des Weltenraumes vorzudringen.

Wir eilen daher im Schwindelflug zurück und nach langer, langer Zeit erblicken wir endlich unser Tagesgestirn wieder, wie es in seinem Strahlenkranze seine Schoßkinder, die Planeten, erwärmt und beleuchtet. Da sehen wir auch unsere Erde wieder, deren erster verlorener Lichtstrahl sich in unser Auge findet. Schon umfängt uns das bläuliche Luftmeer, in dessen Wehen uns die Brust schwillt. Noch verhüllen uns Wolken den Anblick des heimathlichen Bodens, doch da theilen sie sich und der Sonnenstrahl beleuchtet Berge, Wälder, Seen und Flüsse. Alles lacht in prächtigen goldenen Farben und wir freuen uns unserer paradiesischen Heimath. Wir empfinden aber zugleich, daß nur sie der Ort unseres menschlichen Schaffens und Wirkens, unseres Arbeitens und Strebens sein kann, auf welcher wir einzig und allein den Zweck unseres Lebens zu suchen haben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Schwer verdauliche Speise. — Der berühmte Dichter Rabelais speiste einst bei dem Herzoge von Valley zu Mittag; unter Anderem wurde eine geröstete Lamprete, die Rabelais über Alles liebte, aufgetragen. Als nun der Diener mit der Platte an ihm vorüber ging, schlug er mit seinem Messer auf den Rand derselben und sagte: „Sehr schwer zu verdauen!“ Der Herzog, der für seine Gesundheit sehr besorgt war, erschrak und ließ die Schüssel an sich vorübergehen. Auch von den anderen Gästen wollte Niemand von der gefährlichen Speise nehmen, bis sie an Rabelais kam, der zuletzt saß. Dieser verzehrte die ganze Lamprete mit sichtlichem Wohlgefallen.

„Wie,“ rief da der Herzog voll Staunen, „Sie behaupten, diese Lamprete sei schwer zu verdauen, und haben sie nun doch mit Stumpf und Stiel aufgegessen!“

„Nicht doch,“ versetzte Rabelais lächelnd, „ich meinte nur die silberne Platte, an die ich schlug, nicht die Lamprete.“ [—dn—]

Wirksames Mittel. — „Herr, Ihr wunderbares Mittel zur Stärkung der Kopfhaut ist Schwindel!“ fuhr ein Mann einen Geheimmittelerfinder an.

„Weshalb?“

„Nun, sehen Sie meinen Kopf an. Seitdem ich Ihr Mittel anwende, bin ich kahl geworden wie eine Billardkugel.“

„O bitte, ich habe niemals gesagt, daß mein Mittel das Haar stärke, sondern nur die Kopfhaut, und Ihre Kopfhaut glänzt so prächtig, daß sie wirklich kaum hübscher aussehen kann.“ [R.]

Orientalisch. — Ein Trinkgeld (Bakschisch) von jedem Europäer zu verlangen, halten die Muselmänner für ihr unbestreitbares Recht. Ein deutscher Steuermann rettete in Smyrna einen dem Ertrinken nahen Hafenarbeiter aus dem Meere und brachte ihn mit eigener Lebensgefahr an's Ufer. Nachdem er ihn mit aller Anstrengung wieder in das Leben zurückgerufen hatte, waren die ersten Worte des Geretteten: „Bakschisch, Herr, Bakschisch!“ [R.]

Humoristisches.



Genaue Größe.

Aber Wilhelm, was hast Du denn an Deinem Kopf, der ist ja ganz eingebunden?

— Ich? — ich habe mir ein Loch in den Kopf gefallen — wie ein Thaler so groß.

Na, Wilhelm, so groß wird es wohl nicht sein!

— Na, ich will meinetwegen noch fünfzig Pfennig ablassen, aber so groß ist es ganz gewiß.



Junggesellen-Logik.

Nachbar (im Gasthause): Wenn man Sie immer so ruhig ihre Pfeife rauchen sieht, muß man am Ende selbst glauben, der Junggesellenstand sei beneidenswerth.

Junggeselle: Ja freilich! Mir ersetzt meine Pfeife ein Weib. Man muß sie zart angreifen, gehörig anziehen und gelegentlich auch ausklopfen!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 40:
Das Böse, das man selbst an sich hat, straft man desto härter an Andern.

Räthsel-Sonett.

Hängt nicht verlockend Eins und Zwei
Als rothe Frucht an einem Baum,
So singt sie an des Waldes Saum
Als gelbes Vöglein frisch und frei.

Bezeichnet ward einst durch die Drei
Im Lande ein gewisser Raum,
Doch jetzt wird sie noch anders kaum
Gebraucht als bei der Turnerei.

Das Ganze lockte viele Gäste,
Wie fast kein zweiter deutscher Ort;
Und doch war's nicht zu einem Feste,

Auch nicht zu lustig eitlen Spielen,
Nein, was als Heiligstes gilt Vielen,
Das schaute man lebendig dort.

[M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösungen von Nr. 40:
des Räthsels: Verlangen, Erlangen;
des Logogriphs: Aspern, Astern.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.